THERESA RÉVAY

Der Himmel über den Linden

Buch

Paris, Oktober 1944. Die Deutschen haben nach erbitterten Kämpfen kapituliert, und ganz allmählich kehren die Pariser zu einem normalen Leben zurück. Die 43-jährige russische Gräfin Xenia Ossolin hat in der Modewelt wieder Fuß gefasst und feiert nach vier bangen Jahren der Trennung das Wiedersehen mit ihrer 18-jährigen Tochter Natascha. Doch die Freude ist von Trauer überschattet: Natascha erfährt, dass ihr geliebter Vater Gabriel Voudoyer an einem Herzinfarkt gestorben ist – eine von vielen erschütternden Lügen, wie sie später erkennen muss. Denn die ganze Wahrheit über ihre unglückliche Ehe wagt Xenia ihrer Tochter nicht zu offenbaren. Zu schmerzhaft ist der Gedanke an den Fotografen Max von Passau, ihre wahre große Liebe und leiblicher Vater Nataschas, den sie in den Kriegswirren aus den Augen verloren hat. Sobald es möglich ist, macht sie sich im zerbombten Berlin auf die eigentlich aussichtslose Suche nach ihm – und findet ihn tatsächlich. Doch Max hat sich verändert. Auch wenn er Xenia nach wie vor liebt, weigert er sich trotz ihres Flehens, mit ihr nach Paris zu kommen. Verzweifelt kehrt sie allein nach Frankreich zurück, ohne zu ahnen, welch unerwartetes Geschenk das Schicksal für sie bereithält – und dass ihre und Max' Geschichte noch nicht zu Ende geschrieben ist.

Natascha bleibt derweil in Berlin, und während sich das Klima des Kalten Krieges verschärft, scheint sich die Geschichte der fast unmöglichen Liebe von Max und Xenia auf dramatische Weise zu wiederholen. Denn Natascha verliebt sich ausgerechnet in einen russischen Offizier …

Die mitreißende Fortsetzung der unvergesslichen Liebesgeschichte von Xenia und Max und das bewegende Schicksal einer neuen, jungen Generation vor der faszinierenden Kulisse der Nachkriegszeit in Europa.

Autorin

Theresa Révay, 1965 in Paris geboren und aufgewachsen, studierte französische Literatur an der Sorbonne. Sie veröffentlichte ihren ersten Roman mit Anfang zwanzig. Danach arbeitete sie viele Jahre als Übersetzerin und Gutachterin für verschiedene französische Verlage. »Die weißen Lichter von Paris« ist ihr dritter Roman in deutscher Übersetzung.

Von Theresa Révay ist im Goldmann Verlag außerdem lieferbar:

Die weißen Lichter von Paris. Roman (47059)

Theresa Révay

Der Himmel über den Linden

Roman

Aus dem Französischen
von Barbara Röhl

GOLDMANN

Die französische Originalausgabe erschien 2009
unter dem Titel „Tous les rêves du monde“
bei Belfond, un département de Place des éditeurs, Paris.

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage
Taschenbuchausgabe Oktober 2010
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © der Originalausgabe 2009
by Belfond, un département de Place des Éditeurs
All rights reserved
Copyright © der deutschen Ausgabe
2009 by RM Buch und Medien Vertrieb GmbH
Redaktion: Monika Köpfer
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: Getty Images/nw photographic,
Getty Images/French School und Getty Images/Alison Clarke
Th · Herstellung: Str.
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Made in Germany
ISBN 978-3-442-47295-6

www.goldmann-verlag.de

Für dich.
Immer mit Liebe.

Ich bin nichts.
Werde nie etwas sein.
Kann nichts sein wollen.
Dennoch trage ich in mir
alle Träume der Welt.

Fernando Pessoa

Erster Teil

Paris, Oktober 1944

Die Kunst der Lüge duldet kein Mittelmaß. Entweder man übertrifft sich darin, oder man geht unter.

An dem Tag, an dem Xenia Fjodorowna ihre Tochter zum ersten Mal anlog, sah sie ihr in die Augen, nahm ihre Hände und erklärte ihr mit fester, aber sanfter Stimme, ihr Vater sei an einem Herzinfarkt gestorben. Natascha erbleichte. Während das junge Mädchen in dem Salon, dessen Fenster auf den Jardin du Luxembourg hinausgingen, an ihrer Schulter schluchzte, meinte Xenia das Blut ihres Mannes zu riechen, das über den Teppich und an die Wand gespritzt war und dessen Spuren sie noch erahnen konnte.

Das ist ungerecht, dachte sie, gerührt von den Schauern, die den grazilen Körper ihrer Tochter überliefen. Nach vier langen Jahren der Trennung hätte dieses Wiedersehen fröhlicher ausfallen sollen. Als die deutschen Truppen in Frankreich einmarschiert waren, hatte Xenia geglaubt, Natascha sei weit von Paris entfernt am sichersten, und sie ihrer Schwester anvertraut, die ins Hinterland von Nizza geflüchtet war. Doch dann hatte die Trennung länger als erwartet gedauert. Und jetzt musste sie dem Mädchen, statt mit ihr zu feiern, eine schreckliche Nachricht überbringen. Natascha hatte Gabriel geliebt, der ihr ein zärtlicher und treusorgender Vater gewesen war. Wie hätte sie ihr da die Wahrheit sagen können? Die Erinnerung an die Szene vor zwei Monaten stand Xenia klar vor Augen: die Stadt im Ju-

bel, die Kirchenglocken, die im Sonnenschein überschwänglich läuteten, der Freudentaumel des befreiten Paris – und der Pistolenlauf, den ihr Gabriel Vaudoyer an die Schläfe drückte, weil er sie zwingen wollte, ihm ihre Liebe zu einem anderen Mann einzugestehen.

»Er hat doch nicht gelitten, oder, Mamutschka?«, fragte Natascha mit ausdrucksloser Stimme.

»Nein«, flüsterte Xenia.

Gabriels Gesicht war vor Zorn und Eifersucht verzerrt gewesen, und sein verstörter Blick verriet, dass er jede Orientierung verloren hatte. Dieser kultivierte, intelligente Rechtsanwalt, der sich so sehr an das klammerte, was er für Gewissheiten hielt, hatte ihr nicht verziehen, dass sie der einzigen Liebe ihres Lebens die Treue bewahrt hatte. Xenia konnte es ihm nicht einmal verübeln. Doch weder emotionale Erpressung noch Drohungen hatten die Russin brechen können, die sich zuerst den bolschewistischen Revolutionären und dann den Mühen des Exils und des Krieges gestellt hatte, und Gabriel vermochte sie nicht zum Einlenken zu bewegen. Als er den Abzug drückte, stand die Chance, dass er sie töten würde, eins zu zwei. Xenia war überzeugt davon, dass er in diesem Fall anschließend die Waffe nachgeladen und sich umgebracht hätte. Dann wäre Natascha als Waise zurückgeblieben.

Das junge Mädchen rückte schroff von ihr ab und rieb sich mit den Handflächen die Augen, um die Tränen zu vertreiben. Das Haar klebte ihr auf der feuchten Stirn. Es schien ihr peinlich zu sein, die Fassung verloren zu haben. Wie sehr sie sich verändert hatte! Aus dem ungestümen Kind mit den blonden Zöpfen und den runden Wangen war ein schlankes junges Mädchen von siebzehn Jahren geworden, das sich ungelenk wie ein Fohlen bewegte, als wären ihr die Umrisse des Körpers, in dem sie wohnte, noch geheimnisvoll. Die Entbehrungen und Ängste des Krieges waren an niemandem spurlos vorbeigegangen. Nataschas Blick war dunkel und undurchdringlich,

und Xenia hatte den Eindruck, einer Fremden gegenüberzustehen. In einer Mischung aus Neugier und Sorge betrachtete sie ihre Tochter. Andere Stimmen, andere Hände hatten Natascha durch die Klippen dieser verlorenen Jahre hindurchgeleitet; eine Zeit, die ihnen niemand zurückgeben würde. War Abwesenheit nicht auch eine Art von Verrat?

Im hinteren Teil der Wohnung ging eine Tür, und Xenia schreckte hoch. Sie war es nicht mehr gewöhnt, mit anderen Menschen zusammenzuleben. Doch jetzt wohnten sie hier zu viert, und es war, als erwachten die Räume wieder zum Leben. Sie hatte sich über die Rückkehr von Natascha, Felix und Lilli gefreut. Am Bahnhof hatte sie die Seligsohn-Kinder mit einem eigentümlichen Gefühl umarmt. Ihre Freundin Sarah hatte sie ihr im Jahr 1938 anvertraut. Damals hatte sie noch gehofft, vor der antisemitischen Verfolgung der Nazis fliehen und später mit ihrem Mann und ihrer jüngsten Tochter zu ihnen stoßen zu können. Doch Sarah und Victor war es nicht mehr gelungen, Deutschland zu verlassen. Der Schleuser, der sie an einen sicheren Ort führen sollte, war verraten und das Widerstandsnetz zerschlagen worden. Xenia wusste nicht, was aus den beiden geworden war, befürchtete aber das Schlimmste. Ihr einziger Trost war die Freude darüber, Felix und Lilli gerettet zu haben.

Ihre Tochter und die beiden Seligsohn-Kinder hatten darauf bestanden, nach Paris zurückzukehren. Sie hatten ein Frankreich durchquert, das von den Bombardierungen verwüstet war. Xenia hatte naiv damit gerechnet, sie so wiederzufinden wie zu Beginn des Krieges: die schelmische, überschwängliche und manchmal ein wenig herrische Natascha; Felix mit seinem glühenden Blick unter seiner dunklen Haarmähne und die schüchterne, stille Lilli, die durch die schmerzliche Trennung von ihren Eltern gezeichnet war. Dabei hatte Xenia die drei während der letzten Jahre mehrmals besucht, unter anderem, um den Seligsohns falsche Papiere zu bringen; aber diese angst-

erfüllten Tage verschwammen in ihrer Erinnerung. Versuchte sie etwa, den Faden dort wieder aufzunehmen, wo er zerrissen war, die Tragödien nicht wahrhaben zu wollen und das Böse einfach wegzuwischen?

Während der herbstliche Regen auf das Laub rieselte und das milchige Tageslicht die Konturen der wertvollen Holzmöbel verschwimmen ließ, sah Xenia zu, wie der Kummer Nataschas schönes Gesicht aushöhlte. Sie hasste es, sich so machtlos zu fühlen, und ärgerte sich, weil sie nicht die richtigen Worte fand, um sie in ihrer Verzweiflung zu trösten. Doch sie war zu beschämt. Gabriels gewaltsamer Tod hatte sie schockiert, aber auch erleichtert. Ihre komplexe Beziehung hatte sie dazu gebracht, sich in Schweigen zu flüchten, weil sie fürchtete, zu viel zu sagen. Dabei hätte sie sich so sehr gewünscht, Natascha zu beschützen, ihr die Verletzungen der Gegenwart wie die der Zukunft zu ersparen. Doch anscheinend war seit einer gewissen Nacht im Februar 1917, als die Bolschewisten General Graf Fjodor Sergejewitsch Ossolin in ihrem Palast in Petrograd ermordet hatten und Xenia mit nackten Füßen vor der Leiche ihres Vaters gestanden hatte, jede Leichtigkeit aus ihr und ihrer Familie gewichen.

»Entschuldige, Mama«, sagte Natascha und wandte sich ab. »Sei mir nicht böse. Wir sehen uns gleich, ja?«

Sie flüchtete in ihr Zimmer und ließ Xenia, allein mit ihren Gedanken, im Salon zurück.

Einige Tage später trat Xenia, eine Akte unter dem Arm, lächelnd aus dem Gebäude der Handelskammer für Mode und Schneiderei. Ihre Sitzung mit dem Präsidenten Lucien Lelong, einem alten Freund, und den Vertretern der französischen Kriegsopferhilfe war ergebnisreich gewesen. Die Vereinigung versuchte, Mittel zur Unterstützung von Kriegsopfern aufzutreiben, und dabei war die Idee entstanden, eine Kollektion von Puppen herauszubringen, die Kreationen der Pariser Modehäu-

ser tragen sollten. Die siebzig Zentimeter hohen Drahtmodelle entsprangen der Fantasie der jungen Éliane Bonabel, einer talentierten Illustratorin und Dekorateurin, und würden von renommierten Künstlern in Szene gesetzt werden. Das noch nie da gewesene Bündnis zwischen der Welt der Mode und der Künste ließ Aufregendes erwarten. Berühmte Modeschöpfer wie Jeanne Lanvin, Jacques Heim oder Elsa Schiaparelli brüteten bereits über ihren Ensembles. Der Regisseur Christian Bérard hatte vor, gemeinsam mit Malern und Dekorateuren ein Bühnenbild im auf die Modelle angepassten Maßstab zu entwerfen. Sogar Jean Cocteau zeigte sich interessiert und wollte sich eine Dekoration ausdenken. Das Projekt war in zweifacher Hinsicht anspruchsvoll: Es sollte eine bedeutende Summe für die Vereinigung zusammenkommen, aber es ging auch darum, der Haute Couture ihren Glanz zurückzugeben und zu zeigen, dass Paris auch nach Krieg und Besatzung noch immer die Hauptstadt der Eleganz war. Robert Ricci, einer der Urheber der Idee, hatte auch schon einen Namen für die Ausstellung. »Le Théâtre de la Mode« – das Theater der Mode – sollte sie heißen, und Xenia war mit der Koordination beauftragt worden.

Entschlossenen Schrittes marschierte sie die Straße entlang. Ihre hölzernen Schuhsohlen klapperten auf dem Gehweg. Der eisige Nieselregen ließ die Fassaden noch schmutziger erscheinen und lief an den durch Einschüsse gesprungenen Schaufenstern hinunter. Sie schlug den Kragen ihres abgetragenen Mantels hoch, denn die Luft war schneidend kalt. Ein Militärpolizist mit weißem Helm hielt den Verkehr an, um eine amerikanische Wagenkolonne durchzulassen, die sich auf dem Weg zur US-Botschaft befand. Die wenigen Autofahrer und die Fahrradfahrer übten sich in Geduld, waren jedoch sichtlich gereizt. Der begeisterte Empfang, den sie den amerikanischen Truppen im Sommer bereitet hatten, war einer verdrossenen Ablehnung gewichen, die sich durch Murren und verärgerte Grimassen ausdrückte. Die Freude über das weiße Brot, das die Bäcker zur

Feier der Befreiung aus amerikanischem Mehl gebacken hatten, war längst verflogen, zumal es seit der Anerkennung von General de Gaulles provisorischer Regierung durch die Alliierten wieder aus den Auslagen verschwunden war. Der Franzose, von Natur aus stolz, war enttäuscht darüber, dass Mangel, Rationierung und Schwarzmarkt weiter bestanden, und biss in die Hand, die ihn befreit hatte, zumal niemand mehr an einen raschen Sieg glaubte. Hitlers Niederlage war unaufhaltbar, und die Truppen der Wehrmacht befanden sich an allen Fronten auf dem Rückzug, aber sie kämpften mit dem Mut der Verzweiflung. Man lebte in Angst. Wann würde dieser Albtraum ein Ende nehmen? Niemand konnte die Millionen von Toten, Verschwundenen und Gefangenen vergessen. Doch trotz des grauen Wetters und der mürrischen Mienen ihrer Landsleute wollte Xenia unbedingt daran glauben, dass bessere Zeiten kommen würden.

Als sie die Steinstufen hinunterstieg, die in die Tuilerien führten, gab es eine Explosion. Sie stolperte und hielt sich am Geländer fest, um ihr Gleichgewicht zu wahren. Der Aktendeckel flog davon, und die Papiere wurden im Staub zerstreut. Hinter ihr schimpften Passanten: Offensichtlich war nur ein Autoreifen geplatzt. Verärgert bückte sie sich, um die Skizzen aufzuheben. Doch mit einem Mal wurde ihr schwindlig.

Vor zehn Jahren war es gewesen, bei den Unruhen vom Februar 1934. Berittene Gardisten hatten die aufgebrachte Menge angegriffen, und die Demonstranten hatten die Marseillaise gebrüllt und ihre Verletzten weggeschafft. Die Luft roch nach fieberhafter Aufregung und Pulverdampf. Man musste jeden Moment damit rechnen, von Querschlägern getroffen zu werden, und auf dem Straßenpflaster brannte ein umgestürzter Bus. Mit einem Mal tauchte Max wie aus dem Nichts heraus auf, wie jedes Mal, wenn er wieder in ihr Leben trat. Regungslos stand er in einem beigefarbenen Mantel mit hochgeschlagenem Kragen unter den kahlen Bäumen, den Fotoapparat in der Hand.

Eine Liebe konnte wie eine alte Wunde sein. Schon der

Hauch einer Erinnerung erweckte in Xenia den Schmerz einer lange verflossenen Zeit. Kein Tag verging, ohne dass sie an Max dachte. Stundenlang lag sie im Dunkeln, vollständig ausgefüllt von seiner Gegenwart, seinem Blick, seinem Atem und dem Duft seiner Haut. Und dabei wusste sie nicht einmal, ob er noch am Leben war. Und diese Ungewissheit fraß an ihr, schmerzhaft wie eine Säure.

Kein Weg führte an Max von Passau vorbei. Um die Wahrheit zu sagen, existierte außerhalb von ihm nichts. Er war ihr erster Liebhaber gewesen, der Mann, der ihrem Körper und ihrem Geist seinen Stempel aufgedrückt und das größte aller Opfer von ihr verlangt hatte – die Waffen zu strecken und sich hinzugeben: und das von einer Frau wie ihr, die sich im Lauf zahlreicher Schicksalsprüfungen einen Panzer zugelegt hatte und nichts mehr fürchtete, als ihre Verletzlichkeit zu zeigen. Max hatte sie von Anfang an geliebt; so wie Menschen lieben, die noch nie etwas verloren haben. Sie war nicht so mutig gewesen wie er und hatte Jahre damit vergeudet, vor ihm zu fliehen. Es hatte erst der Krieg ausbrechen müssen, damit Xenia es endlich wagte, zu ihm zu gehen. An einem Herbstabend in Berlin war das gewesen, als das Dritte Reich seinen finsteren Schatten über Europa und die Seelen der Menschen warf.

Sie beschleunigte ihre Schritte. Wenn Max damals nach Paris gekommen war, stieg er im Hotel Meurice ab. Dann ging sie insgeheim, ohne dass ihr Mann davon wusste, zu ihm; fieberhaft, ungeduldig, weil Max sie zum Kern ihres Wesens zurückführte. Doch nach einigen Monaten hatte sie ihn, aus Angst und aus Stolz, erneut von sich gewiesen. Sie sprach Worte aus, die sie später bedauerte, und erinnerte sich noch an seinen verletzten Blick. Ein Schauer überlief sie. Nie würde sie sich verzeihen, dass sie diesem leidenschaftlichen Mann so viel Schmerz zugefügt hatte; diesem talentierten Künstler, der sie über sich selbst hatte hinauswachsen lassen, als sie für ihn Modell stand. Er war eine Ausnahmeerscheinung, ein Mensch von einer seltenen In-

tegrität, dessen einzige wirkliche Schwäche es war, sie zu lieben, Xenia Fjodorowna Ossolin.

Sie wusste, dass eine Gruppe des deutschen Widerstands, dem Max von Anfang an angehörte, im Juli ein letztes Mal versucht hatte, den Führer zu liquidieren. Doch die Verschwörung war gescheitert, und die Repressalien der Nazis waren gnadenlos: In den nächsten Wochen wurden Tausende von Menschen verhaftet und etliche nach Schauprozessen hingerichtet. Wie in allen Diktaturen hielt man für Verräter die grausamsten Strafen bereit und verurteilte sie dazu, mit dem Fallbeil enthauptet oder an Fleischerhaken aufgehängt zu werden.

Auf dem Pont des Arts klammerte sich Xenia an der Brüstung fest und unterdrückte einen Anflug von Übelkeit. Kalter Schweiß überlief sie, und sie fröstelte. Was mochte aus Max geworden sein? War er verhaftet, im Keller der Gestapo-Zentrale in der Prinz-Albrecht-Straße gefoltert und von seinen Häschern umgebracht worden?

»Geht es Ihnen nicht gut, Madame?«

Der Mann, der sie angesprochen hatte, trug die kakifarbene Uniform der FFL, der Forces françaises libres – der Freien Französischen Streitkräfte. Xenia wich seinem Blick aus, vollführte eine unbestimmte Handbewegung und flüchtete. Sie hatte genug von all den Militärs und diesem Krieg, der einfach kein Ende nahm. Frieden, das wünschte sie sich, die Niederlage von Adolf Hitler, der Europa in eine Trümmerwüste verwandelt hatte. Und sie wollte Max in den Armen halten, heil und gesund, sein Lachen und seine tiefe Stimme hören, sehen, wie eine stille Freude seinen Blick aufleuchten ließ, und sie wollte ihn lieben – ihn lieben, bis sie sich selbst in ihm verlor. Aber all das war vielleicht nur eine Illusion, und es war zu spät. Gut möglich, dass Max schon gar nicht mehr auf dieser Erde weilte und sein wunderbarer Körper in einem abscheulichen Massengrab vermoderte … Sie eilte unter dem stahlgrauen Himmel dahin, und einen kurzen Moment lang wurde ihr schwarz vor Augen.

Unter einer Decke zusammengerollt lag Natascha in der Abenddämmerung auf dem Bett. Ihr wollte einfach nicht warm werden. Der Regen nahm kein Ende, und die eiskalten Wände sogen sich mit Feuchtigkeit voll. Elektrischen Strom hatten sie nur ab und zu, und der elende, mit Sägemehl befeuerte Ofen, den ihre Mutter in der Küche aufgestellt hatte, reichte kaum aus, um den Raum während der Mahlzeiten zu heizen. Und dabei hätte sie Wärme und Licht so sehr gebraucht, um ihren schweren Kummer zu lindern.

Die Rückkehr nach Paris war ganz und gar nicht so verlaufen, wie sie es sich vorgestellt hatte. Sie hatte solche Hoffnungen in dieses Wiedersehen gesetzt, und jetzt fühlte sie sich wie eine Fremde in ihrem eigenen Zuhause. Wo war dieser köstliche Duft nach Bienenwachs und Vetiver geblieben, der ihre Kindheit erfüllte? Selbst ihr altes Zimmer mit seinen Blümchentapeten und den ordentlich im Regal stehenden Büchern kam ihr vor, als hätte sie es noch nie gesehen. Sie erkannte sich darin nicht wieder. Gelegentlich zuckte sie zusammen, wenn sie meinte, in den leeren Räumen die Stimme ihres Vaters zu hören.

Die fern der Hauptstadt verbrachten Jahre hatte sie wie eine Strafe erlebt und war sich gar nicht klar darüber, wie viel Dank sie den Schwiegereltern ihrer Tante Mascha schuldete, die sie aufgenommen hatten. Insgeheim hatte sie ihrer Mutter gegrollt, weil diese sie nicht bei sich behalten hatte. Als Xenia ihr erklärte, auf dem Land sei sie sicherer, und außerdem sei dort durch einen Gemüsegarten und die benachbarten Bauernhöfe die Versorgung viel besser, protestierte Natascha: Sie wolle lieber zu Hause hungern, als sich bei Fremden satt zu essen. Xenia setzte einen strengen Blick auf. Natascha habe kein Recht, sich zu beklagen, sagte sie; viele Kinder würden alles darum geben, so verwöhnt zu werden. »Aber das ist ja schlimmer, als ins Exil zu gehen!«, rief Natascha aus. »Rede nicht von Dingen, die du nicht verstehst«, gab ihre Mutter, die Launen verabscheute,

daraufhin schroff zurück. In schwierigen Zeiten verlangte Xenia von ihren Familienangehörigen tadelloses Verhalten; das war eine Frage der Ehre. »Deine Mutter hat es im Leben nicht leicht gehabt«, pflegte ihre Tante Mascha ihr mit sanfter Stimme zu erklären, wenn sich Natascha bei ihr über Xenias Härte beklagte. Das junge Mädchen wusste über die Vergangenheit ihrer Mutter Bescheid: wie sie als fünfzehnjähriges Mädchen mitten in der Revolution mit ihrer kranken Mutter, der kleinen Schwester und dem neugeborenen Bruder aus Petrograd hatte fliehen müssen; die Flüchtlingslager, die Armut, die sie nach ihrer Ankunft in Frankreich erlitt, die Nächte, in denen sie in einer Mansarde Modellkleider bestickte, bevor sie schließlich eine der berühmtesten Musen der Fotografen der Zwanzigerjahre wurde. Ihrer Mutter war nichts erspart geblieben, und ihre Beharrlichkeit war bewunderungswürdig. Sie hatte nicht gezögert, Felix und Lilli aufzunehmen, und es fertiggebracht, sie vor den Razzien der französischen Polizei zu bewahren. Und Natascha erriet, dass sie nicht nur die Seligsohn-Kinder gerettet hatte. Doch Heldinnen waren herrlich und furchteinflößend zugleich. Wenn ihre Mutter ihr erlaubt hätte, in Paris zu bleiben, wäre Natascha zumindest in den letzten Lebensjahren ihres Vaters an seiner Seite gewesen.

Bei der Nachricht von seinem Tod hatte sie sich spontan wie als Kind in Xenias Arme geflüchtet, aber deren Körper war starr und ihre Miene distanziert geblieben. Intuitiv hatte das junge Mädchen erfasst, dass sich ihre Mutter mit unerbittlichem Willen beherrschte, und sie um diese Kraft beneidet.

Es klopfte. Felix steckte den Kopf durch den Türspalt. »Störe ich dich?«

Natascha richtete sich auf und umschlang ihre Knie. Er setzte sich aufs Bett. Wortlos zog er eine Zigarette aus der Tasche und riss ein Streichholz an, dessen Flamme eine hohe Stirn, struppige Augenbrauen, eine gerade Nase und feine Lippen erhellte. Das dichte schwarze Haar fiel ihm lockig über den Rollkragen.

Die Flamme ließ seine runden Brillengläser aufblitzen. Er tat einen Zug und reichte Natascha dann die Zigarette. Felix besaß sensible Hände und schmale Handgelenke. Sie war ihm dankbar für sein Schweigen. Felix sprach nie, nur um etwas zu sagen, und darum war ihr seine Anwesenheit umso kostbarer.

Sie kannten sich jetzt seit sechs Jahren, seit dem Tag, an dem Nataschas Mutter die beiden verängstigten Kinder aufgenommen hatte, die in Berlin ihren von den Nazis verfolgten Eltern entrissen worden waren. Natascha erinnerte sich noch an ihre erste Begegnung. Hand in Hand mit seiner kleinen Schwester hatte Felix im Salon gestanden, in einem dunklen Mantel, einem um den Hals geschlungenen Wollschal und mit so kurzem Haar, dass er wie kahl geschoren wirkte. Er war sehr blass, hatte die Lippen aufeinandergepresst und schaute finster drein. Als er Natascha sah, reckte er leicht das Kinn. Um ihr zu trotzen nach dem ungeschriebenen Gesetz, das unter Kindern herrscht, wenn sie einander ohne Mitleid taxieren. Felix war ein Jahr älter als sie, außerdem ein Junge, sodass er sich eigentlich im Vorteil befand, aber Natascha Vaudoyer empfing ihn unter ihrem eigenen Dach, in einem warmen Raum, in dem ein Kaminfeuer knisterte; im Schutz der Zuneigung ihrer Familie und eines Universums, in dem sie über jede Kleinigkeit gebot, vom Schulheft bis zu der heißen Schokolade, die man ihr nachmittags bereitete. Ihm dagegen hatte man alles geraubt, seine Familie, seine Gewohnheiten, sein Land. Ein Flüchtling zu sein, der auf das Wohlwollen anderer angewiesen war, hatte etwas Demütigendes. Mit einem Schlag wurde einem alles genommen, dessen man bisher gewiss war, und man fand sich verlassen an einem feindseligen Ufer wieder. Ohne es selbst je erlebt zu haben, begriff Natascha diese Mischung aus Verwirrung und Scham. Ihre Familie hatte das gleiche Schicksal durchlitten, und man hätte meinen können, sie hätte die Erinnerung daran ererbt. Beinahe militärisch streckte sie ihm die Hand entgegen. »Guten Abend und willkommen«, begrüßte sie ihn mit fester

Stimme auf Deutsch. Felix zuckte zusammen, aber ein schwaches Lächeln erhellte sein ängstliches Gesicht. Sie hatten nur einen Blick zu wechseln brauchen, um einander zu verstehen.

Ein paar Jahre später, in dem Alter, in dem Kinder versuchen, Gleichaltrige durch spektakuläre Geständnisse zu beeindrucken, trug Natascha Felix' und Lillis Last mit, dieses dunkle Geheimnis, dessen Enthüllung zu ihrer Verhaftung und Deportation hätte führen können. Das Verbrechen der Seligsohns war nicht nur, dass sie Juden waren, sondern auch Deutsche; zwei unauslöschliche Makel, die sie um jeden Preis verbergen mussten. Inmitten der Kriegswirren wuchsen die Kinder gemeinsam auf. Die beiden älteren versuchten stets, Lilli zu beschützen, die kleinste und verletzlichste von ihnen. Bei der Invasion der unbesetzten Zone hörten sie, wie die Stiefel der Deutschen über die Straße knallten; lasen die Anschläge an der Kommandantur, auf denen die Namen erschossener Geiseln standen, und lernten, sich unsichtbar zu machen und zu verschwinden, wenn die Gefahr zu groß wurde. Vor allem lernten sie zu schweigen. Das, was sie verband, war viel mehr als eine übliche Kinderfreundschaft, die jederzeit durch eine kurzlebige Eifersucht oder Laune zerstört werden kann. Sie waren früher als andere erwachsen geworden, weil man ihnen keine andere Wahl gelassen hatte. Das Schicksal hatte sie zu Kindern des Krieges und des Exils gemacht, zu Kindern des Schweigens.

»Weißt du, was mir am meisten wehtut?«, murmelte sie jetzt.

»Sag es mir.«

»Ich frage mich, ob er mich am Ende vermisst hat; ob es ihm leidgetan hat, dass ich nicht da war. Vielleicht hat er sich allein gefühlt oder hatte Angst …«

»Er ist zu Hause gestorben, unter seinem eigenen Dach. Heutzutage ist das schon ein Segen.«

»Und damit soll ich mich zufriedengeben?«, sagte sie empört.

»Dein Vater wusste, dass du in Sicherheit und gesund warst.

Nichts anderes hätte er sich für seine Tochter gewünscht. Für Eltern ist es das Wichtigste.«

»Trotzdem wäre ich lieber bei ihm gewesen.«

Felix seufzte. »Ich kann dich verstehen«, sagte er dann mit rauer Stimme.

Er nahm die Zigarette wieder an sich und zog ein paar Mal nervös daran. Natascha setzte sich anders hin und schmiegte sich an ihn. Sie kannte die quälenden Gedanken, die den jungen Mann umtrieben, denn tief in der Nacht erzählte er ihr oft davon.

Felix besaß ein Schwarzweißfoto, von dem er sich niemals trennte. Es war schon ganz eselsohrig, weil er es stets in der Tasche oder Brieftasche trug. Darauf sah man eine Familie: eine lächelnde braunhaarige Frau in einem eleganten Kleid, das mit einer blumenförmigen Brosche und einer langen Perlenschnur geschmückt war. Sie hielt einen pausbäckigen Säugling auf dem Schoß. Hinter ihr stand ein distinguiert wirkender Mann mit kantigen Zügen und sorgenvollem Blick, der die Arme um die beiden älteren Kinder geschlungen hatte. Man erkannte Lilli, deren Hand auf der Schulter ihrer Mutter ruhte, und Felix mit stolz gereckter Brust und freimütigem Lächeln. Das konventionelle Porträt einer glücklichen Familie. Und doch erzählte das Foto, im Unterschied zu vielen gestellten Aufnahmen, eine andere Geschichte. Der Mann trug keine Krawatte, sondern einen lässig um den Hals gewickelten Seidenschal. Seine leicht gebeugten Schultern wirkten, als stemmte er sich gegen den Wind. Das schelmische Baby spielte mit den Perlen seiner Mutter und war dabei, sie in den Mund zu stecken. Lilli, die den Kopf zu ihrem Vater neigte, hatte einen Fuß auf den anderen gestellt, und einer ihrer Kniestrümpfe war heruntergerutscht. Felix strahlte und genierte sich offenbar nicht, dabei eine Zahnlücke zu enthüllen. Dem Fotografen war es gelungen, das Wesen der Kinder und die zärtliche Nachsicht der Eltern einzufangen. An seinem Porträt war nichts Starres oder Gezwungenes. Das Foto war au-

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Theresa Révay

Der Himmel über den Linden
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 544 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-47295-6

Goldmann

Erscheinungstermin: September 2010

Leidenschaftlich, mitreißend, bewegend: großes Gefühl vor atemberaubender historischer Kulisse

Paris, Ende des Zweiten Weltkriegs. Die Stadt ist befreit und erwacht ganz allmählich zu neuem Glanz. Doch die russische Gräfin Xenia Ossolin hält es nicht in ihrer Wahlheimat, zusammen mit ihrer Tochter Natascha bricht sie auf ins zerstörte Berlin. Denn für Xenia zählt nur eins: Sie muss Max von Passau wiedersehen, den einzigen Mann, der je ihr Herz berührt hat. Hat er den Krieg überlebt? Wird sie ihn überhaupt finden können? Und wird sich dort, zwischen Zerstörung und Neubeginn, auch Nataschas Schicksal erfüllen?

Der Titel im Katalog